

Überlegungen zum Umgang mit dem JohEv von Ludger Schenke, Mainz

Zu keiner Zeit ist von irgendjemand in jener Sprache gesprochen worden, die der johanneische Jesus spricht. Wir haben es mit einer Kunst- oder Sondersprache zu tun, die auf der Ebene äußerer Kommunikation zu ständigem, z.T. groteskem Missverstehen führt und den meisten Figuren des JohEv letztlich unverständlich bleibt. Nur wenigen gelingt es, einen Zugang zu dieser „fremden“ Sprache und zu der in ihr zu Wort kommenden Wirklichkeit zu finden. Auch für heutige Christen, die sich im christlichen Denkgebäude auszukennen meinen, bleibt diese Sprache fremd. Das JohEv ist kein Text, der unsere Normalsprache spricht und den wir darum auf Anhieb verstehen könnten.

Der johanneische Jesus spricht nicht in der historische Sprache des Jesus von Nazareth, sondern in jener „fremden“ Sprache des JohEv. Der Autor lässt ihn so reden. Es ist eine literarische Sprache, der johanneische Jesus somit eine literarische Figur, vergleichbar dem Sokrates der Dialoge des Platon, vom Autor geschaffen. Dem entspricht auch der Inhalt des Redens Jesu im JohEv. Jesus spricht in großen Monologen oder Dialogen, die sich zwar thematisch unterscheiden und die doch ein einziges durchgehendes Thema haben, nämlich Jesus selbst, sein Wirken und seine Wirkung für die Welt. Deshalb kann sich Jesus in seinen Reden auch ständig wiederholen. Er redet fast formelhaft. Nicht in den Reden, wohl aber in der äußeren Handlung des JohEv lässt sich daher eine Entwicklung und ein Fortschreiten, eine Zuspitzung und Dramatik erkennen. Der redende Jesus dagegen entwickelt sich nicht, sondern bleibt immer er selber. So könnte man sagen: Er nimmt eine Rolle ein, nämlich die des fremden Gegenübers zu den übrigen Figuren des JohEv und letztlich auch zum Hörer oder Leser. Nicht der Autor tritt als dieses Gegenüber auf, obwohl die „fremde“ Sprache auf ihn zurückgeht. Er lässt vielmehr Jesus sprechen, und in ihm kommt der Autor somit als ein anderer zu Wort, der so mit höchster Autorität und Eindringlichkeit seine Sicht des Jesusgeschehens und die hohe Christologie vertritt.

Auch anderen Figuren des JohEv teilt der Autor Rollen zu. Zuerst Johannes dem Täufer als dem Zeugen Jesu, der darum auch mit den gleichen Worten sprechen darf wie Jesus selbst. Die mit Namen genannten Jünger Jesu sind im eigentlichen Sinne keine individuellen Charaktere, sondern nehmen ebenfalls Rollen ein, so Petrus als der „Erste“ und der geliebte Jünger als Zeuge der Wahrheit. Auch für Martha und Maria gilt, dass sie als Typen des gelungenen Glaubens Rollen innehaben, ebenso wie die Samaritanerin am Jakobsbrunnen. Nikodemus ist der Typ des jüdischen Sympathisanten, dem die Sprache Jesu letztlich verschlossen bleibt. Die Pharisäer besetzen die Rolle der Todfeinde Jesu, die schuldhaft jede Chance verlieren, die Fremdheit der Sprache Jesu zu überwinden. Und jene „Juden“, die zwar zu Jesus kommen und eine Weile an ihn glauben, dann aber doch nicht bei ihm bleiben, wirken als Chor.

Das JohEv ist also Literatur. Sein Autor spricht nicht wie Paulus als er selbst zu seinen Lesern, sondern als ein anderer, dazu in einer literarischen „fremden“ Sprache, und die Hörer/Leser bleiben im Vollzug des Hörens/Lesens nicht sie selber in ihrer konkreten Welt, sondern werden andere, nämlich Zuhörer des johanneischen Jesus und sollen wie die Jünger seine „fremde“ Sprache verstehen lernen. Das JohEv führt einen Lernprozess vor und regt ihn an. Wer das Evangelium zum ersten Mal vernimmt, hat diesen Lernprozess noch vor sich, was bedeutet, dass er die Sprache des JohEv noch gar nicht versteht. Das Verstehen dieser Sprache ist kein unmittelbarer Vorgang, sondern ein sehr komplexes, reflektierendes Geschehen. Ein naives Nachvollziehen kann es nicht geben.

Wir können uns die Sprache des JohEv heute nicht mehr als eigene Sprache aneignen und authentisch in ihr denken. Seine Sprechweisen und Sprachmuster sind nicht unsere, sondern sind uns fremd. Wir können sie nachahmend nachsprechen, aber dann wissen wir

auch, dass wir sie „übersetzen“ und in unser eigenes Denken übertragen müssen. Kann aber überhaupt jemand in der Welt des JohEv heimisch werden, der nicht mehr seine Sprache als eigene Sprache spricht? Eine verhängnisvolle Folgerung liegt nahe: Mit der uns fremden Sprache ist auch ihre Sache erledigt.

Diesen Eindruck muss man gewinnen, wenn in manchen Gottesdiensten heute die Bemühungen um eine authentische theologische Sprache praktisch darauf hinauslaufen, die biblischen Texte überflüssig zu machen und aus unserer Welt hinaus zu schaffen. Weil man die theologischen Sachverhalte nicht mehr so zur Sprache bringen kann wie die biblischen Autoren, werden deren Texte für den Gottesdienst umgeschrieben oder sogar ersetzt. Die Zumutung einer „fremden“ Sprache wird nicht mehr ausgehalten. Und im theologischen Fachbetrieb kann man keineswegs den Eindruck haben, dass die biblischen Texte den Rang einnehmen, der ihnen angeblich als Fundament allen theologischen Nachdenkens zukommt. Man überlässt sie den historisch-kritischen Experten und wäre froh, wenn diese mitteilen könnten, was die Texte zu sagen haben.

Noch gelten die biblischen Texte als „Gottes Wort“, und ihr Kanon garantiert zu Recht authentisches Christentum. Würden wir den Zugang zu ihnen verlieren, dann verarmte unser Christentum, ja schließlich würde es versiegen. So wie auch unser kulturelles Leben abstirbt, wenn die literarischen Zeugnisse unserer Kultur nicht mehr wahrgenommen werden. Aus dem sicheren Gespür für diesen Zusammenhang wird heute deshalb in pastoraler Praxis manchmal eine Unmittelbarkeit zum biblischen Text gefordert und behauptet, die jede Distanz überspringen will. Nicht nur die fremde Sprache wird als die eigene übernommen, in bibliodramatischer Aneignung sollen sich Menschen von heute sogar emotional, ja geradezu körperlich in die Textwelt versetzen und sie von innen heraus als ihre eigene Welt verstehen. Hier wird der Text funktionalisiert. In ihm wird nur erfahren, was man ohnehin schon kennt. Nicht der fremde Text kommt zu Wort, sondern das Eigene drückt sich aus, indem es den Text so sich selbst entfremdet, dass auch er das Eigene auszusagen scheint. Der biblische Text als ein fremdes Wort, dessen Sprache nicht meine eigene ist und das ich deshalb noch nicht kennen kann, ist so aus der Welt geschafft.

Damit stellt sich die Frage, wie wir mit dem JohEv umgehen sollen. Müssen wir uns wie die Jünger und die ersten Hörer nicht seine Botschaft nicht in der „fremden“ Sprache von Jesus selbst zusprechen lassen? Müssen nicht auch wir in den Lernprozess eintreten, den das JohEv darstellt, um am Ende wie Thomas sagen zu können: „Mein Herr und mein Gott“? Wir müssen vielleicht noch gar nicht selbst diese „fremde“ Sprache des johanneischen Jesus *sprechen*, um an dem authentischen Christentum des Autors teilzuhaben und damit schon über Jesus ebenso zu denken wie er, sondern es reicht aus, seine Sprache zu *hören* und dann zu verstehen, wie und was er gedacht hat. Wir hören sie, wenn wir seinen Text und in diesem Jesus hören. Hören ist der erste, einfachste Schritt zur Aneignung und zum Verstehen eines Textes. Kultur und Glaube werden durch das Hören grundlegend vermittelt.

Das Hören ist grundlegender und einfacher als das Lesen. Beim Hören bleibt ein Text in jeder Hinsicht ein fremder Text, der begegnet: Es ist ja ein anderer, der spricht. Beim Lesen wird der fremde Text hingegen sogleich zum eigenen Text, den man lesend sich selbst zuspricht. Der Lesende muss sich engagieren, muss eins werden mit dem Text. Der Hörer bleibt ein Gegenüber zum Text, er kann sich am Ende distanzieren. Trotzdem war er ein Hörer des Textes.

Um ein Drama selbst zu lesen, braucht man Ausdauer. Weniger ist nötig, wenn Schauspieler es zur Sprache bringen und die Hörer in ihr Spiel einzubeziehen versuchen. Natürlich geht es auch beim Hören darum, die Distanz zum fremden Text zu überwinden und im Text heimisch zu werden. Aber das ist das Ziel, nicht die Voraussetzung. Beim Lesen ist es anders: Ein Leser muss die Distanz schon überwunden haben, sonst würde er nicht zu lesen beginnen, und er ist vom Text bereits ergriffen, sonst würde er nicht weiter lesen. Das Lesen

kann also erst der zweite Schritt zum Text sein, mit dem Ziel, sich den fremden Text zu erarbeiten, ihn zum eigenen zu machen.

Die Passivität des Hörens hat einen unvergleichlichen Vorteil: Der Hörer kann den fremden Text auf sich wirken lassen. Der Text und seine Sprecher müssen sich engagieren und den Hörer in den Bann ziehen. Gelingt das und erweist sich der Text als stark genug, die Distanz zu überwinden, dann wird der Hörer gefangen, er tritt in die Welt des Textes ein, er hört die fremde Sprache, versteht sie auch und kann in ihr mitdenken, indem er die dargestellten Rollen einnimmt und so ein anderer wird, aber er bleibt doch ein Hörer. Wer hätte so etwas noch nie erlebt? Kinder gehen beim Hören in der Welt des Märchens auf, Erwachsene werden von der Wirkung des antiken Dramas in ihrem Inneren erschüttert. Nach dem Hören kehren Beide in ihre eigene Welt und zu ihrer eigenen Sprache zurück.

Ich möchte hier über einige Versuche berichten, in denen das Johannesevangelium als Gesamttext und geschlossen zu Gehör gebracht wurde. Es ging bei diesen Versuchen nicht eigentlich um ein exegetisches, sondern um ein bibelpastorales Programm. Aber zweifelsohne haben sie auch auf meine Exegese abgefärbt. Ich verstand mich danach weniger als Literaturhistoriker denn als „Dramaturg“, dessen Arbeit der Aufgabe gilt, die biblischen Texte ihrer eigentlichen Bestimmung zuzuführen, nämlich „gehört“ zu werden.

Angeregt wurden die Versuche, den Gesamttext des Evangeliums zu Gehör zu bringen, zuerst durch die Veröffentlichung meiner Studie „Das Johannesevangelium“ im Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1992. Dort hatte ich gemeinsam mit meinen Mitarbeitern eine eigene Übersetzung des Johannesevangeliums veröffentlicht und die These vertreten, das Evangelium sei seiner Gattung nach ein Drama. Auch wenn diese ungewohnte und etwas ausgefallene These keine allgemeine Zustimmung finden wird, lässt sie sich doch nicht so einfach zurückweisen, wie das manchmal geschieht. Zu sagen, das JohEv sei kein Drama, reicht als Argument jedenfalls nicht aus. Meine Beobachtungen zur literarischen Gestalt des JohEv sollten zumindest widerlegt werden. Die oben vorgetragenen Beobachtungen verstärken sie noch. Neuerdings wird vorgetragen, das JohEv sei eine dramatische Erzählung, aber eben kein Drama. Wie fasst man da den Unterschied? „Dramatische Erzählung“ als Gattungsbezeichnung gibt es nicht. Doch da wir uns in einem Grenzbereich bewegen und es mit Fragen der Definition und Einschätzung, auch des Geschmacks zu tun haben, muss man sich vielleicht gar nicht festlegen. Literarisch funktioniert das JohEv jedenfalls wie ein Drama, ob man es nun so nennen will oder nicht.

Um die These von der dramatischen Gestalt des Evangeliums geradezu experimentell zu stützen, veranstalteten wir 1992 in der Mainzer Diözesanakademie „Erbacher Hof“ eine dramatische Lesung des Johannesevangeliums. Mentor der Veranstaltung war Prälat Dr. Walter Seidel, der meinen Vorschlag, das Evangelium von Studierenden des Fachbereichs lesen zu lassen, so überbot: „Das machen meine Schauspieler!“ Prälat Seidel pflegte gute Beziehungen zum Staatstheater Mainz und engagierte fünf in Mainz sehr beliebte Schauspieler für dieses Unternehmen. Diese rieten zu einer dramatischen Lesung. Wir hatten mehrere intensive Proben. Die „Aufführung“ vor etwa 200 Zuhörern war überwältigend. Einer meiner Mitarbeiter, der als ausgebildeter Gitarrist die Zwischenmusiken gestaltete, sagte mir nachher, die Leute hätten Tränen in den Augen gehabt. Die Veranstaltung dauerte ca. drei Stunden, die reine Lesezeit des Textes betrug 2,5 Stunden. Die Dialogpassagen wurden ohne Zwischentexte gelesen und waren dramatisch zugespitzt. Alle Teilnehmer waren sich einig in der Einschätzung, den Evangelientext in dieser Form noch niemals wahrgenommen zu haben. Das Evangelium stellte sich selbst als eine große Einheit von mächtiger Dynamik und dramatischer Wucht vor.

Zweimal wurde dieses Experiment wegen seiner ergreifenden Wirkung noch wiederholt, zuletzt auf dem Deutschen Katholikentag 1998 in Mainz, stets mit großem Hörerandrang und gutem Echo. Leider werden solche „Aufführungen“ selten bleiben, weil es

nicht überall einfach sein wird, Profis zu gewinnen. Dazu bedarf es in der Regel eines Sponsors, denn Schauspieler müssen von ihrer Kunst leben. Doch wo es gelingt, biblische Texte durch Profis gesprochen zu hören, dort ist eine unvergleichliche Erfahrung gewiss.

Als Hörer begegnen wir den Evangelien regelmäßig in der Liturgie, doch notwendigerweise werden sie dort nur in Perikopen dargeboten. Wir hören also immer nur Bruch-Stücke, nie das Ganze. Wo aber ist der Ort, die Evangelien als ein Ganzes wahrzunehmen? Der eigentliche, authentische Ort der hörenden Begegnung mit biblischen Texten ist der Gottesdienst, weil das biblische Wort nicht nur als menschliches Wort gilt, sondern zugleich als Gottes Wort. Im liturgischen Rahmen sollte daher auch jene passiv ergreifende Begegnung mit den biblischen Texten stattfinden, wie sie oben beschrieben wurde. Immer schon sind im Gottesdienst der Synagoge und der Kirche die biblischen Texte zu Gehör gebracht worden. Aber im christlichen Gottesdienst wurden sie liturgisch kontextiert und zu Teilen eines neuen Textes: der Liturgie. Selten fand ein Gottesdienst um der Texte selbst willen statt, und noch seltener wurden die biblischen Bücher ganz vorgetragen (z.B. lesen die Kopten in der Ostervigil das ganze Johannesevangelium). Gerade dafür aber möchte ich plädieren. Was auf Bühne und Podium üblich ist, literarische Texte als Ganzes zu Gehör zu bringen, sollte auch im Gottesdienst möglich sein, freilich in einer besonderen Form des Gottesdienstes, der Vigil. Zahlreiche biblische Texte sind dafür geeignet, weil sie für das Hören geschrieben wurden. Das gilt für die Erzählzyklen des Pentateuch, ebenso für die Evangelien und für manche Briefe des Neuen Testaments wohl ebenfalls.

Mein Freund und Kollege, der Liturgiewissenschaftler Prof. Dr. Hansjakob Becker hat in den letzten zwanzig Jahren zahlreiche Vigilfeiern formal und inhaltlich konzipiert. Er bot mir an, das ganze Johannesevangelium im Rahmen einer Vigil beim 5. interdisziplinären ökumenischen Seminar zum Kirchenlied in Kloster Kirchberg im März 1998 vorzutragen.

Die Vigil dauerte von 20.00 bis 23.30 Uhr. Der Vortrag des Textes erforderte 2,5 Stunden. Die längere Dauer der Vigil hing von den anderen liturgischen Elementen ab. An ihr wirkten mit: zwei Sprecher und eine Sprecherin, eine Solosängerin und ein vierstimmiger Chor. Die drei Lektoren übernahmen wechselnde Rollen. So ergab sich als wichtige Erfahrung, dass die Stimme Jesu sowohl von einer Frauen- als auch von einer Männerstimme gesprochen wurde. Lesetext war wieder meine Übersetzung, die den vollständigen Text des Johannesevangeliums bietet, in den großen dramatischen Dialogen lediglich ohne Zwischenbemerkungen. Der Aufbau der Vigil folgte dem Aufbau des literarischen Werkes. Der Prolog des Johannesevangeliums wurde durch die Solosängerin in freiem Sprechgesang gestaltet. In ihm vollzog sich zugleich das die Vigil eröffnende Luzernarium: Die Sängerin brachte aus der Tiefe des Altarraumes das Licht in den dunklen Kirchenraum. Im Verlauf des Sprechgesangs wurde das Licht an die Teilnehmer ausgeteilt. Es folgte die Lesung des ersten Teils des Werkes, in dem das öffentliche Wirken Jesu vor der Welt dargestellt wird (Joh 1,19-12,50), gegliedert in vier Doppelbilder, die durch einen großen Gong bezeichnet wurden. An passenden Textstellen antworteten die Hörer gemeinsam mit dem Chor dem Text durch antiphonale Zwischenrufe. Mit dem feierlichen Weihrauchopfer wurde die Lesung des zweiten Teils des Textes eröffnet, der das Heilswirken Jesu für die Seinen und den Abschluss des Werkes darstellt (Joh 13,1-21,25), wiederum gegliedert durch markierende Gongschläge und gesungene Zwischenrufe der Hörergemeinde. Die Stelle der liturgischen Fürbitten nahm das Gebet Jesu (Joh 17) ein, das wieder von der Solosängerin dargeboten wurde.

Die Teilnehmer bestätigten später, welche erhebende Wirkung der johanneische Text aus sich selbst heraus entfaltete. Von den meisten war er noch nie als ein Ganzes erfahren worden. Im Hören verblasste die Fremdheit des Textes. Obwohl in einer Sprache geschrieben, die nicht unsere Sprache ist, erschien der Text im Vollzug des Hörens als plausibel und stimmig. Das Experiment von Kirchberg ermutigt dazu, biblische Texte zuerst und vor allem so darzubieten, dass sie gehört werden können, und zwar nicht nur als Perikopen, sondern als

ein Ganzes.

Wir konnten die Vigil mit dem Johannesevangelium als Text einige Monate später in der Evangelischen Studentengemeinde in Heidelberg wiederholen, und die Erfahrungen waren dieselben: ein großes Erstaunen über die Qualität und Kraft des biblischen Textes. Zuletzt konnte ich im Februar 2007 an einer nach dem gleichen Muster aufgebauten Vigil in Oberursel teilnehmen, die eine im pastoralen Dienst tätige Absolventin des Fachbereichs Katholische Theologie in Mainz unter den Bedingungen einer kleinen Stadtgemeinde selbständig vorbereitet und durchgeführt hat. Wieder kam es zu der Erfahrung: Der Text, gut vorgetragen, ist ein „Selbstläufer“, der die Zuhörer in seinen Bann zieht.

Das Theologisch-Pastorale Institut der Bistümer Mainz, Trier und Limburg bat mich, eine Tagung zum JohEv zu leiten. Ich sagte zu mit der Bedingung, dass die Teilnehmer gemeinsam eine Lesung des Evangeliums vorbereiten. Alle Teilnehmer sollten lesen, jeweils in Gruppen von vier Personen, so dass alle Lesende und Zuhörer waren. Der Lesevorgang wurde während der gesamten Tagung geübt, und die Lesung fand am Abend des vorletzten Tagungstages statt. Engagement und Ergebnis waren wieder erstaunlich. Viele Teilnehmer hatten sich gar nicht zugetraut, einen Text derart wirkungsvoll zu sprechen. Eine ähnliche Veranstaltung fand wenig später im Rahmen der Weiterbildung für Schulseelsorger im Bistum Mainz statt. Mir ist dabei aufgegangen, wie viele unentdeckte Talente es gibt und dass Profisprecher keineswegs nötig sind.

Die biblischen Texte hörend wahrzunehmen, ist der einfachste und unmittelbarste Zugang zu ihnen. Dieser grundlegende Zugang zu den Texten liegt heute weithin brach. Das eigene Lesen der biblischen Texte kann erst ein weiterer Schritt sein. Es erfordert in jedem Fall erheblich mehr Engagement und Mühe und wird immer nur wenigen möglich sein. Zuhören ist einfacher. Doch müssen für das Hören neue Formen gefunden und bessere Bedingungen geschaffen werden. Die Vigil ist eine aufwändige Form; einfachere sind zu entwickeln. Meine über die oben beschriebenen Versuche noch hinausgehenden Erfahrungen haben mir aber deutlich vor Augen geführt, dass viele Menschen heute eine große Sehnsucht danach haben, der Bibel hörend zu begegnen. Jahr für Jahr habe ich zusammen mit dem Freund und Kollegen Hansjakob Becker in der Synagoge des Mainzer Vororts Weisenau jeweils am ersten Adventssonntag in einer großen Bahnlesung den Pentateuch, aber auch andere Bücher des AT (Hiob, Daniel; Kohelet) vorgelesen, begleitet von kleinen musikalischen Darbietungen. Jahr für Jahr war die kleine Synagoge bis auf den letzten Platz besetzt. Ich glaube, dass sich hier ein großes Feld für eine ganz elementare und einfache Bibelpastoral öffnet. Wir müssen uns nur wieder von der Kraft der biblischen Texte überzeugen lassen, die die Fähigkeit in sich tragen, ihr Anliegen unmittelbar den Hörern zu vermitteln.

Grundlegende Bedingung ist in jedem Fall, dass gut vorgelesen wird. Ein biblischer Text entfaltet, wenn er durch geschulte Sprecher vorgetragen wird, aus sich selbst heraus seine Wirkung und braucht kaum ein Wort der Erläuterung. Hier liegt in der kirchlichen Praxis aber vieles im Argen. Meistens werden die Texte durch hektisches und fehlbetontes Lesen um alle Wirkung gebracht. Oft muss man den Eindruck haben, dass ausgerechnet die Personen als Lektoren tätig sind, die nicht vorlesen können. Unreife Jugendliche tragen gewichtige Paulustexte vor, unverstanden und daher unverständlich. Selbst begabtere Sprecher verfallen am Ambo allzu oft in einen eigenartigen gehobenen „Kirchenton“, den sie normalerweise niemals sprechen würden. Wer sich daher entschließt, die oben beschriebenen Erfahrungen mit dem Bibeltext zu ermöglichen, muss einen strengen kritischen Maßstab anlegen. Gute Vorleser werden sich in der Regel nicht selbst anbieten, man muss sie herausfinden und dann ansprechen.

Die Vigil ist sicher die aufwändigste Form, um biblische Texte als Ganzes zu Gehör zu bringen. Man braucht dazu Lektoren, Sänger und einen Zelebranten. Textbücher mit Antiphonen und Psalmen müssen vorbereitet, Kerzen wie in der Osternacht zur Verfügung

gehalten werden. Weniger als drei Zeitstunden sollte man nicht ansetzen; meditative Ruhe ist ein wichtiges Element der Vigil. Aber sie ist gleichwohl der authentische Ort zur Bibellesung. Und weil die Gesamtlesung eines biblischen Buches sicher stets ein besonderes und seltenes Ereignis in der täglichen pastoralen Arbeit sein wird, ist auch die Ausnahmeform Vigil angemessen.

Für kontinuierliches Lesen des Bibeltextes in Staffeln an mehreren Abenden genügen ein oder zwei Lektoren und ein Instrumentalist (Orgel, Klavier, Gitarre) oder auch ein CD-Player. Hierbei dürften 12-15 Kapitel eines biblischen Buches – das entspricht etwa 80 Minuten Lesezeit – ein Maß sein, dass sowohl für die Lektoren als auch für die Hörer zu bewältigen ist.